

## Zwei Programme des Lebens.

Unsere Literaturmärkte sind überfüllt mit Kriegsschriften, und der äußeren, mehr oder weniger oberflächlichen Schilderungen von Kriegereignissen und Kriegserlebnissen hätten wir nun eigentlich genug. Nicht als ob wir den Krieg vergessen wollten: das können wir gar nicht. Nicht einen Augenblick vermögen wir sein Schreckensbild aus unserem Bewußtsein völlig hinauszurücken. Aber wir haben gelernt, tiefer zu sehen, und hinter den augenblicklichen Ereignissen die dauernden Zusammenhänge zu erkennen: der Krieg hat Abgründe in unserem Dasein, Risse, die durch unser Leben gehen, so tief und klaffend gezeigt, daß sie auch dem blödesten Auge sichtbar wurden: und daß diese Zwiespalte auch früher schon und von jeher unsere Welt zerrissen, auch das haben wir nun klarer erkannt. Ehedem wollten wir nie recht daran glauben, wir konnten schnelllebig darüber hinweggleiten. Nun geht das nicht mehr. Nachdem der stolze Schauer von Größe und Majestät, den der erste Zusammenprall der Kriegsmächte in uns auslöste, gar schnell verschlungen wurde von dem Grausen und Abscheu, den die Blutströme und die zerstückelten Menschenleiber in uns hervorriefen, und nachdem wir auch selbst die Verlustziffern und die Verwundetenzüge mit einer stumpfen und harten Ergebung zu tragen gelernt haben, beginnt nun der Blick der tiefer Sehenden den furchtbaren Tragödien sich zu öffnen, die im Leben und in den Seelen Einzelner, Namenloser sich abspielen, den ungeheuren seelischen Leiden, den unsagbar heftigen geistigen Konflikten, den erschütternden Gewissenskämpfen, die auf dem stillen dunklen Grunde der Kriegsgeschichte sich ereignen, tief unter der lärmenden und tosenden Oberfläche. Und das sind Kämpfe und Leiden, wie sie eigentlich beständig in unserem Seelenleben wühlen, die gar nicht erst den Krieg brauchen, um uns zu überfallen, die vielleicht in einem solchen Krieg nicht einmal zahlreicher und qualvoller sind als auch sonst in Tagen, wo die äußere, die offizielle, die öffentliche Welt sagt: Friede! Friede! Und es ist doch eigentlich nie Frieden auf Erden!

Von solchen Seelenkriegen erzählen zwei Bücher — Romane nennen sie sich —, die in diesem Kriegsjahr 1916 erschienen sind. Nur das eine

von ihnen, „Das ewige Heimweh“, von Dr. J. Klug, verlegt auch seine Geschehnisse in die Kriegszeit. Das andere, „Februar“, von Hans Freiherr von Hammerstein, „lag zu Anfang August des Jahres 1914 schon gedruckt vor“, wie im „Vorspruch“ entschuldigend bemerkt wird; denn es schildert Februarereignisse aus dem Jahre 190., also Ereignisse aus dem Münchener Karneval jenes Jahres: denn welche andern Februarereignisse hätte es für die Münchener geben können in „den Zeiten vor der großen Weltwende“?

Diese beiden Bücher nun, im gleichen Kriegsjahr erschienen, sind bemerkenswert um ihrer inneren und geradezu typischen Gegensätzlichkeit willen; sie bedeuten einander schnurstracks entgegengesetzte Lebensprogramme. Auf eine Abwägung ihres literarischen Wertes kommt es uns zunächst weniger an — es genüge zu sagen, daß sie beide echte Romantikerwerke sind, und auch weniger Romane als vielmehr lyrische Gedichte, ein Lied unbändiger Lebenslust das eine, das andere ein Preislied heiliger Entsagung und frommen Leidens. Was uns also an diesen beiden Dichtungen vor allem interessiert, ist der Rhythmus und Klang, den das Leben in ihnen annimmt, ist die Art, wie sie beide mit den Dissonanzen des Daseins fertig zu werden suchen, die Wege, auf denen die zwei Dichter — denn das sind sie alle beide — sich und andere retten wollen aus den Dunkelheiten und Sinnlosigkeiten des Lebens.

Vom Februar des Jahres 190. wird also folgendes berichtet: Die junge und schöne Grafentochter Agathe ist mit einem westfälischen Grundbesitzer von häuerlich solidem und biederem Sinn verlobt. Warum? Sie „weiß es nicht ganz genau, es hat da soviel mitgewirkt“. Das ganze Heiratsprojekt ist ausschließlich das Werk von Verwandten, vor allem der starr konventionellen, feierlich steifen und etwas vergrämten Gräfin-Mutter. Und dann hatten auch „die sanften Priester- und Gelehrtenhände“ eines Münchener Jesuiten, des Paters Eckert, mitgewirkt. Er hatte, zu allen guten Werken stets bereit, den Vermittler gespielt und „wechselweise nur die Namen verraten“, wie er bescheiden bemerkt. Er leistete diese Dienste um so lieber, als Baron Friedrich, der Westfale, „rege für die gute Sache wirkt“. Also eine echte Konventionsheirat, von Rücksichten und Gedanken bestimmt und betrieben, die mit dem Herzen, vor allem der Braut, nichts zu tun hatten!

Aber da kehrt wenige Tage vor der Hochzeit der Vetter und Jugendgespieler Agathens undermutet heim von langen Reisen, der junge Graf

Oswald, den die Eltern der Braut adoptiert hatten. Oswald ist ein heiterer, geistreicher, liebenswürdiger Mensch, ein witziger Gesellschafter, ein Naturschwärmer und Sportsmann, ein Befenner der fröhlichsten Lebens- und Genußweiseheit, und vor allem ein bezaubernder Spötter, vor dem all die ehrwürdigen Satzungen des Salons, des adeligen Ehr- und Tugendbegriffs keinen Augenblick sicher sind. Die Jesuiten in Feldkirch hatten ihn nach kurzem Erziehungsversuch wieder heimgeschickt, weil „er sich überraschend schnell und selbständig entwickelt hatte, und nicht mehr in den Rahmen einer Erziehungsanstalt paßte“, wie Pater Eckert sich fein und milde ausdrückte, weil „er unheilbar lebendig und nicht tot zu kriegen war“, wie Oswald selber meinte. „Ich fragte bei allem, warum? Wollte für jede Vorschrift einen Grund haben. Damit war ihr System, ihr Knebelgehorsam, ihre Herdenerziehung negiert.“ „Die Freiheit ist das Schreckgespenst der Jesuiten. Das ganze Christentum, das wir haben, ist ein geknebeltes und stammt von ihnen.“ „Ihre Erziehung ist darauf angelegt, den Menschen möglichst lange unselbständig, unreif zu erhalten . . . sie will Festungstürme mit vergitterten Fenstern um die Menschen bauen — und der Fuß eines Mädchens wirft sie um!“ Daß auch Oswalds Religion stark abwich von der traditionellen Frömmigkeit, wie sie im Salon der Frau Gräfin herrschte, ist nicht verwunderlich. „Da sind eure Hausbonzen, eure Gözen, eure Gebetbücher und Gebetschnüre und Heiligenbilder, eure Himmel- und Höllenängste um eigenes und fremdes Heil, und das alles liegt und lastet auf euch, verstaubt und verschimmelt von vielhundertjährigen Herkommen, und ist eine eiserne Gewohnheit geworden, die euch zwingt und peinigt, euch den Atem schnürt und das Leben vergällt und andere peinigen und ihnen das Leben mit euch schwer machen heißt.“ „Meine Frömmigkeit ist kein de profundis oder miserere, sie ist ein laudate omnes, ein in dulci júbilo, ein Te Deum“. Oswald geht auch in die Kirche: „Jeden Sonn- und Feiertag, wenn nur irgend möglich, sieht mich die Kirche. Und nicht in die fürnehme Mittagsmesse geh' ich, wo der liebe Gott der obersten Zweihundert Vierteltstundenaudienzen erteilt, in denen man sich zeigen muß, damit man nicht in Ungnade fällt; wo man sehr verspätet hineinschleicht, mit dem Finger hastig nach dem Weihbrunnkeßel hindeutet, ein Paragrafenkreuz über die Krabatte schlängelt und dann hierhin nickt und dorthin grinst und ‚hast du schon gehört?‘ flüstert und mit dem Ite . . .! knixend draußen ist, um sich sofort in den dicksten Klatsch der auf dem Kirchenplatz Jour haltenden Salonmütter zu

stürzen. — Nein, ich such' mir sogar die längsten Hochämter aus, wenn sie nur schön gesungen sind.“

Mit dem bestrickenden Zauber, der von dem jungen, sprühenden, überschäumenden Oswald ausgeht, kann es der schon etwas bejahrte, ehr- und tugendfeste westfälische Friedrich natürlich nicht aufnehmen. Oswald kehrt heim mit dem klaren Willen, sein Kousinchen vor der „Grust“ der norddeutschen Bauernehe zu bewahren, indem er sie noch in letzter Stunde für sich selber erobert. Er macht mit dem Mädchen eine Skitour ins Hochgebirge; man weiß, wie da die Seelen einander nahekommen. Und aus solcher Seelennähe versteht er dann sie auch zu bewegen, heimlicher Weise mit ihm zusammen den Münchener Karneval zu verkosten, nicht etwa auf einem langweiligen Hofball, sondern bei einem bal paré im Deutschen Theater, mit all dem üblichen Darum und Darauf. Zwei Tage vor der Hochzeit! Es muß anerkannt werden, daß klein Agathel sich treuherzig bemüht, sich für Friedrich, den „guten Kerl“, zu erhalten; aber der raffinierten Technik Oswalds muß sie doch endlich unterliegen. Wie's halt so geht. Nach all dem, was in dieser Nacht vorfiel, „kann sie nicht mehr zurück“. Sie bleibt bei Oswald. Und auf einem Meer von Glück entführt er sie nach einem stillen Waldschloß in den Bergen; von dort aus werden die beiden mit Hilfe eines gutmütigen Onkels den Sturm der entwürfelten Verwandtschaft zu beschwichtigen suchen.

Wie man sieht, eine uralte, eigentlich banale Geschichte! Von den Dichtern und vom Leben oft genug behandelt. Im Grunde auch eine harmlose Geschichte. Warum sollte auch die Verlobung mit dem ungeliebten Manne nicht aufgelöst und ein wahrhafter Herzensbund mit dem seelenverwandten Jugendgespielen geschlossen werden? Freilich, sonderbare Umwege werden gemacht. Sie „hezen der Welt einen Riesenskandal auf den Hals, um schließlich zu tun, was sie von Anfang an nie gehindert, ja ganz in der Ordnung gefunden und sogar erwartet hätte. . . Das ist eben der Narrenwitz an der Geschichte! — Aber er hat uns frei gemacht.“

Diese letzten Worte des Buches sind seine Nutzenanwendung — im Grunde auch nichts Neues! Wie viele junge, schneidige Stürmer haben schon ähnliche glänzende Attacken geritten, in Wort und Tat, gegen den Zopf gewisser Gesellschaftsklassen, gegen Gouvernantenmoral und tantenhafte Püppchenerziehung! Im Bunde mit dem verknocherten Herkommen des aristokratischen Salons stehen ja seit langem „der Staat mit seiner Krute

und die Kirche mit ihrer Hölle", ihren Klöstern und Jesuiten. Die Feindschaft all dieser düsteren Mächte gegen die freie und weite Natur hat auch ihre feste, oft genug schon enthüllte Strategie, und so wird es den jungen, tapferen Don Quijotes nicht schwer, dagegen anzureiten. Es ist so viel Schablone an diesen Gegnern, und so braucht auch der Heldenkampf der Freiheit nicht über das gewohnte Schema hinauszugehen. Die Klöster sind immer noch hinreichend charakterisiert durch „das kahle, weihrauchgesüßte Klosterpredchzimmer, den langen, glatten Gang mit den geisterhaft wandlängs huschenden Nonnen und den kleinen, asketisch-fröstelnden Zellen". Und die Jesuiten sind ja bekannt als „die Sekretäre und Agenten" des großen Heiratsbureaus, das der liebe Gott eigens für die adeligen Söhne und Töchter oder vielmehr für ihre Mütter und Tanten offen hält. Sofa-rutschend und kleine, feine Täßchen schwarzen Kaffees schlürfsend dienen sie der „guten Sache". „Ein guter Teil ihrer Wirksamkeit wäre dahin mit dem Salon." Freilich, Oswalds „Satire mag Wiener Zustände verzerrend schildern, für Deutschland paßt sie nicht", bemerkt verteidigend Pater Eckert. Der Jesuit wie die Gräfin-Mutter stehen aber nur im Dienste und Banne einer düsteren Macht, die „lange dunkle Nebelarme", „Gespensterarme" ausstreckt nach allen frohen Menschen, die „ein Nichts, ein Begriff, ein Schatten ist und doch so viel Leben vor der Sonne verbirgt". Gegen diese düstere Macht ruft Hammersteins Buch zur Selbstbefreiung auf.

Das alles ist aber doch nur die Oberfläche dieses Buches; und es kann nicht geleugnet werden, daß auch noch unter so viel Oberfläche sehr ernsthafte Probleme lauern und drohen: der Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen, sozialen, kirchlichen Formen und Überlieferungen und der ungebändigten Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, wie sie im tiefen Grunde der individuellen Seele immer wieder aufquillt; der Widerspruch zwischen dem fröhlich-übermühtigen, unbekümmerten Naturdrang und der strengen, schlichten, gezügelten Pflichttreue; der Gegensatz zwischen „Geist" und Sitte, zwischen Wiß und Tugend, zwischen „genialer" Zügellosigkeit und unschuldiger Beschränktheit, zwischen dem „Verstand" und dem „guten Herzen".

v. Hammerstein nun überläßt die große Masse, die Herde ihrem Schicksal; sie wird und soll immerfort seufzen unter ihrem Joch; aber die wenigen Starken und Freien, die wahren Menschen — in Deutschland mögen es nach sehr wohlwollender Schätzung etwa 3000 sein —

die ruft er auf, daß sie der beängstigenden, beklemmenden Enge der Tradition sich kühn entwinden und zur Natur zurückkehren, die für solche Menschen „nur Größe und Schönheit und keine Schauer und Schrecken mehr hat“, und wenn auch sie einmal alt werden und weichen müssen vor Neuaufblühendem, dann wollen sie „gleich einem blaugoldenen Oktobertag heiter lächelnd und mit fürstlicher Geste den sterbenden Reichtum ihrer Früchte und Purpurblätter hinschüttelnd denen, die nach ihnen kommen, zurufen können: ‚Lebt! — — Blüht und lebt mit allen euren stürmenden Mächten, aus allen euren quellenden Tiefen heraus; denn das Leben ist wunderbar! Wir wissen es.‘“

\* \* \*

Das Leben, das ewige, das nach dem großen Heimweh kommt, wird wunderbar werden! Wir glauben es. Auf diesem Satz beruht das zweite Lebensprogramm. Zu ihm ruft uns der „Roman für Leidträger und Gottsucher“, den Dr. Klug geschrieben hat; daß dieser bekannte und wirksame Apologet nunmehr einen Roman schrieb, wird für viele, auch unter seinen Freunden, überraschend und seltsam klingen. Freilich ist es auch nicht ein Roman gewöhnlicher Art. Wohl ist es eine Dichtung, und eine ganz wahrhaftige Dichtung, in die der Dichter sein Eigenstes und Bestes, seine Seele, hineingelegt hat. Aber diese Dichtung reicht über das Maß einer bloß literarischen Erscheinung hinaus; und die Literaturgeschichte allein würde das Werk wohl kaum gerecht beurteilen; auch die Theologie und Aesthetik und jede Art von Lebensphilosophie haben da ein Wort mitzusprechen.

Die Fabel ist rasch erzählt; denn die ganze Handlung spielt sich eigentlich nur innerhalb einiger weniger Seelen ab. Der junge Leutnant Kurt Blüthow ist in den Argonnen durch einen Streifschuß am Rückenmark verletzt und für sein ganzes Leben zum „Krüppel“ gemacht worden, wie er mit grimmiger Übertreibung immer wieder sich einredet. Im Lazarett lernt er die Rotekreuzschwester Maria kennen, Maria Hellmut, den „Sonnenschein“, wie alle Kranken sie heißen. Daß diese beiden jungen Menschen einander glücklich machen könnten, ist sofort klar; sie ahnen es auch selbst in steigender schmerzlich-seliger Gewißheit. Aber ehe ein entscheidendes Wort zwischen ihnen fällt, reißt Maria ab, um ihren lungenkranken Bruder, den Kaplan, zu betreuen; die beiden elternlosen Waisen sind in rührender Geschwisterliebe miteinander verbunden, ja Maria hält es für ihre Gewissenspflicht, an der Seite des Kranken auszuharren.

Kurt ringt nun ein langes, qualvolles Jahr hindurch mit seiner hoffnungslosen Liebe; immer klarer wird es ihm: Maria allein könnte ihn wieder zum Glauben zurückführen, könnte ihn zu einem guten und glücklichen Menschen machen — wenn sie sein würde. Sie gibt ihn aber auch nicht frei; denn ihr liebes, reines Mädchenbild steht immer wieder auf in seiner Seele, wie sehr er es auch hinwegscheuchen möchte; es stellt sich ihm in den Weg, so oft er sich wieder in den brausenden, süßen Strom des Lebensgenusses werfen will. Sie aber betet und leidet unterdessen, arbeitet und opfert stark und tapfer für die leibliche Gesundheit ihres Bruders und für die seelische Rettung des Freundes. Immer ähnlicher werden ihre Züge dem Madonnenbild in der Kirche zu Giersberg; denn von dieser Schmerzensmutter hat Walterle, der engelhafte Knabe des Lehrers, behauptet, daß um ihren Mund ein Lachen und Weinen zugleich sei, und in der That, eine überirdische Seligkeit rinnt durch ihre sieben Schmerzen.

Nach einem Jahre endlich muß Kurt Bütow für immer verzichten: Maria gesteht ihm, daß sie sich Gott geweiht habe. Am nächsten Tage stürzt er bei einem wahnsinnigen Ritt vom Pferde; Maria kniet an der Seite des Sterbenden und gewinnt noch im letzten Augenblick seine Seele; den Gott, den er seit seinen Jugendtagen verloren, und dem er so lange und hartnäckig getrotzt, findet er mit seinem letzten Wort, das er seinem Schutzengel Maria nachspricht: „D ... mein ... Gott!“ Maria widmet sich nach dem Tode ihres Bruders der Erziehung von Kriegswaisen.

Diese Geschichte, die Klug mit dem ganzen Aufgebot seines Gemüths und seiner Sprache erzählt, hat äußerlich mit dem Roman v. Hammersteins nichts zu tun, und doch liefert sie den Schlüssel zur Beurteilung der „Februar“-Ereignisse. Auch bei Klug sind es furchtbare Gegensätze und Abgründe, welche das Dasein zerreißen, ja sie sind noch unendlich viel tiefer als dort: die Gegensätze zwischen Individualität und Tradition, zwischen Natur und Menschensatzung verschwinden vor dem ungeheuren Riß, der durch die Natur selbst geht in einem ewigen, hienieden unstillbaren Heimweh, in namenlosen Leiden und Enttäuschungen. Die Geschichte des „Ewigen Heimwehs“ spielt nicht umsonst in der Kriegszeit; denn vielleicht bedarf es eines solchen Krieges und seiner Erfahrungen, um die Menschen zu überzeugen, daß sie auch der Natur, die v. Hammerstein so glänzend, so heiter, so reich und mächtig geschildert hat, nicht trauen können. Ja es durchfliegt die Seele Bütows die entsetzliche Ahnung, daß hinter ihren Reizen und ihren wallenden, winkenden Schleiern eine

„Teufelin“ sich verbirgt, die ins Verderben lockt. Ja noch tiefer scheint der Riß zu gehen — als ob wir auch Gott selbst nicht mehr vertrauen könnten. Denn warum läßt er uns hilflos und schmerzgepeinigt in einem Meer von Grausamkeit versinken? „Aber der Himmel wirkte kein Wunder!“ Es ist eine erschütternde Szene auf dem großen Platz vor der Wallfahrtskirche zu Waldmünster, wo so viele Kranke und Leidende vergeblich um Heilung und Hilfe rufen. „Es war eine ungeheure Brandung, die aus Meeren von Leid kam und ihren klagenden Donner zum Himmel empor sandte, um seine verschlossenen Pforten zu öffnen.“ — — Aber der Himmel wirkte kein Wunder!

Und noch rätselhafter wird dieser Gott, wenn er selbst uns den Weg aus dem Leiden heraus verlegt, wenn er dem sehrenden Herzen Kurt Blütows zu all den Verlusten, die es schon getroffen, auch noch schier eigenhändig diejenige zu nehmen scheint, die einzig ihn zum Licht und zur Höhe führen könnte. Sie ist Gott für immer geweiht, da muß er verzichten! Schärfer kann die Dissonanz nicht mehr empfunden werden, als in jenem Paroxysmus der Verzweiflung, da Kurt sich höhnisch vor der Kapellentür verneigt: „Wenn da drinnen überhaupt Gott ist, dann sind wir beide, Gott und ich, miteinander fertig.“

Und doch! Gerade so hat Gott ihn gerettet: Wenn die Natur und ihr Glück endgültig zusammenbricht, gerade dann erscheint Gott der suchenden Seele und gibt ihrem Dasein und ihrer Dual einen höchsten und heiligen, einen erlösenden und ewigen Sinn.

Klug zeigt also einen Ausweg aus den Wirrsalen dieser Welt, der so paradox erscheint wie diese Welt selber: den Ausweg des Glaubens. Der christliche Glaube findet den Mut, die Abgründe des Daseins so weit als nur immer möglich aufzureißen; denn er läßt sie ja doch alle hinter sich und schwingt sich an ein Gestade, wo ihn kein Zwiespalt mehr berührt. Die Februar-Erlebnisse des Karnevals überdecken die Abgründe nur mit Blumen, und solange die Blumen blühen, solange die Jugend währt und die Liebe, solange die gesunden starken Sinne nicht sich weigern, mit ihrem Rauschen das endlose Heimweh der Seele zu übertönen, solange werden Oswald und Agathe vielleicht glücklich sein. Aber ihr Glück bleibt doch immer gebaut auf Sinnlichkeit, die nicht einmal durchwegs fein und maßvoll ist, und über diesen Grund spülen haushoch die Wellenschläge irdischer Schicksale hinweg und reißen das Glück mit sich fort, noch viel schneller und leichter, als den Seelenfrieden der an ihrer Pflichtenlast



tapfer und geduldig tragenden Frau. Und es mag eine Stunde kommen, wo die arme kleine Agathe besser geborgen wäre an der Seite des biedereren und ernstern Mannes der schlichten Arbeit. Freilich, das ewige Heimweh würde wohl nirgends zur Ruhe kommen — außer auf dem Wege, den Schwester Maria geht. Reflos und vollkommen — das will Klugs Lebensprogramm uns sagen — überwindet die Leidensrätsel des Daseins nur der, welcher auch seine purpurnen Glücksrätsel überwindet in gottfrohem Leiden und gottgeweihter Entfagung.

Auch dieses Lebensprogramm ist nicht neu; es ist wohl im Grunde nichts anderes als die alte, so unglaublich klingende Bergpredigt: „Selig sind die Trauernden . . .“ Ja, auch seligmachend sind diese Trauernden, andere beglückend! Maria Hellmut ist ihrem innersten Wesen nach gestimmt auf das Lieblingslied ihrer Mutter:

„Es war einmal . . . so gehn sie an,  
Die Märchen alle. Und dann? — Ja dann  
Kommt, ach, so oft ein Schluß und End',  
So traurig, daß man weinen könnt'.“

Ein Lied des Weinens und der stillen Wehmut, das da vom tiefsten Grund des Lebens herauftönt! Und doch ist Maria vielleicht nicht gerade darum „der Sonnenschein“ für alle, die ihr nahekommen, weil sie weiß, wie alle die Märchen ausgehen, die Märchen vom „wundervollen Leben“, die den kleinen und großen Kindern dieser Welt vorgesungen werden?

Peter Rippert S. J.